

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 31 (1937)
Heft: 11

Artikel: Die unheilige Nacht
Autor: Anneler, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-137040>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die unheilige Nacht.

Heute ist die Nacht vom 4. auf den 5. November 1937. Die Nacht der Vorschriften. Die Nacht der Verdunklung.

Ich *habe* verdunkelt. Zwar habe ich nichts gekauft dafür, keinen Meter Verdunklungsstoff oder -papier, keine blaue „Birne“, nichts. Ich brauchte bloß unsre Läden zu schließen wie jeden Abend und mich wie jeden Abend im Schein der Stehlampe an den Tisch zu setzen. Unsre Läden sind aus wohl schon über hundertjährigem Eichenholz, fugen- und ritzenlos glatt. Kein Strahl dringt hinaus. Ich brauche bloß zu tun wie jeden Abend, dann habe ich die Vorschriften erfüllt. Ich habe Cäsar gegeben, was Cäfars ist.

So heißt es ja doch: „Ihr sollt dem Cäsar geben, was dem Cäsar gehört!“

Ich habe den Cäsar nicht einsetzen helfen. Ich hatte keine Möglichkeit, zu irgend welchen seiner Angelegenheiten ein Nein oder ein Ja zu sagen. Ich bin kein Teil des „Volksfouveräns“. Ich bin eine Frau. Als Teilchen des Volkes tue ich, was diesem heute auferlegt ist. Ich gehorche.

Warum habe ich dabei diesen widerlichen Geschmack in mir? Warum ist das Herz mir so schwer?

Wenn jenes Wort doch nur keine Nachhälfte haben wollte? Und wenn diese Hälfte doch nicht so bohren wollte in mir, so wühlen! „Und Gott sollt ihr geben, was Gottes ist!“ So oder ähnlich lautet doch wohl dieses Wort.

Draußen fährt sonst um diese Stunde Auto um Auto vorbei, auf dieser vielleicht am meisten befahrenen Landstraße der Schweiz. Heute abend ist die Straße still, widerlich still, scheint mir. Ich höre das Summen einer überzeitigen Fliege, das leise Züngleinschnappen unserer Katze, die sich den Balg wäfcht. Wie sie mich auf einmal anschaut mit ihren Schimmeraugen — eine ganze Weile. Und kommt heute nicht, daß ich sie kose. Es ist mir zuwider, dieses Schauen, auf einmal. So, als schämte ich mich, müßte mich schämen. Ich bin froh, daß sie sich zum Schlafen wegrollt. Nicht einmal spinnen tut sie, heute. Es ist alles so still. Nur dies lange Wort. Noch nie hat es so lärmend in meine Ohren geklungen. „Gebt Gott, was Gottes ist!“

Was soll ich dir geben, o Gott, meine Sehnsucht? Warum bebt mir das Herz in der Brust? Warum sind mir die Augen schwer von Tränen, die sich nicht loslösen können?

Es geht ja alles um so gewöhnliche Dinge. Und ist alles wie sonst. Hier ist die Lampe. Da ringsum ihr Lichtschein. Weiterhin die Wände, die festen Mauern. Draußen ist Finsternis. Draußen ist Nacht. Wie die Vorschriften es wollen. Diesmal will der Cäsar die Nacht. Und er hat sie. Was an mir ist, so habe ich sie ihm gegeben. Und alle andern gaben sie wohl auch. Stoss nur die Läden auf im dunkeln Nebengemach, und du siehst es. Jenfeits des Sees, wo sonst wie freundliche Augen Lichter

und Lichterchen glühen, ist heute Nacht. Der See allein schimmert ganz leise, mit einem dunkeln, traurigen Grau. Er hat nichts getan. Er hat nicht gehorcht. Aber wir Menschen alle. Und was alle tun, das muß doch wohl gut sein. Die Nase gerümpft, das haben sie zwar alle, die ich sah, und gesagt: „Das nützt doch keinen Pfifferling! Die finden uns auch im Finstern!“ Und die liebste unsrer Nachbarinnen hat am letzten Sonntag, da wir von der Kirche heimgingen, die Augen nach oben gewendet und mit der Hand hinauf gezeigt: „Wir haben nur einen Beschützer! Wenn er nicht schützen will, nützt alles sonst nichts. Aber er kann uns helfen, bei Tag und bei Nacht!“ Und dann hat ihr Mann den Arbeiter aufgesucht, der bei uns etwas ausgebessert hat und hat ihn hastig mitgenommen. Nachher haben wir gehört, der Arbeiter habe alle Sprossenläden dort mit Blech verschlagen müssen, schnellstens, für den 4., damit keine Helle hinausdringe. — Und auch wir lassen keine Helle hinausdringen. — Es ist Nacht draußen, wie damals, als man hier am See etwa dem Kommen der Sarazenen, oder dem Kommen der Hunnen entgegenbangte, oder wie zur Zeit der Pfahlbauer, deren zerstörte Schädel auf dem Seegrunde ruhen. Wir haben der Finsternis erlaubt, sich wie damals breit hinzulagern über unsrer Land. Wir haben dem Cäsar seinen Anteil gegeben. Und Gott? . . .

Oh, daß die Stille doch nicht so laufschte!, daß nicht so alte, vergessene Worte aus Tiefen herauftauchen wollten! „Gott sprach: Es werde Licht! Und es war Licht!“ Ach, so blendend hell, dieses Licht, von Myriaden weißer Engel mit silbernen Posaunen begrüßt! „Und in ihm war das Leben. Und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheinet in der Finsternis . . .“

Und wie ein Bildlein lächelt eine Erinnerung an eine katholische Taufe da auf: die Bogentür, das Kirchendunkel, Paten und Patin geschmückt, der Pfarrer im weißen Chorhemd mit violetter Stole, die Hand segnend erhoben, das Kleine in den Armen der Patin, und in seinem Händlein und ihrer Hand eine brennende Kerze, leuchtend, golden, Sinnbild dessen, wozu dies Kindlein berufen sei. Wozu wir alle berufen sind. Und eine Stimme durchsingt Nacht und Schweigen: „Ihr seid das Licht der Welt . . . Man zündet nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter . . .“

Oh, dies Dunkel ringsum! Die Bise, die da zu seufzen anhebt, zu stöhnen. Und in die ungezählten Worte hinein, die da von Licht künden, so ein dunkles, auf einmal. So etwas wie: „Le prince des ténèbres.“ Ja, das haben wir doch auch deutsch. Es ist eines jener Worte, die einen als Kind so durchdringend anschauten: „Der Fürst der Finsternis“ — ein schwärzlich Angesicht aus schwarzer Nacht heraus, dunkelflammende Augen, finsterdurchwühltes Haar. Und hat dieser nächtliche Fürst ja deutliche Gesichter heute, Menschenangesichter. — Um wessentwillen diese Nacht? Um wessentwillen diese Stille, um wessentwillen diese Furcht, um wessentwillen werden diese Vorschriften als notwendig

erachtet? Der „Fürst der Finsternis!“ — Wie mächtig muß er sein! Ein ganzes Land kniet vor ihm nieder, du und ich, und nicht nur wir. Viele Länder, viele Völker knien vor ihm nieder.

„Ihr seid das Licht der Welt . . . Also laßt euer Licht leuchten vor den Menschen . . .“ Oh, wie so strahlend das klingt, so selig und rein! Oh, wenn wir dies könnten, dies wollten! — Doch wie lang diese Nacht, diese finstere Nacht. Und ist kaum noch ein Drittel davon verflossen.

Es sind lange Nächte, wenn eines an einem Krankenbett wacht, — wenn eines ein Liebes mit bangem Herzen behütet oder es in den Armen stundenlang hält, da es vielleicht zu ersticken vermeint, furchtbare Nächte, bis so das erste Vogelzirpen hereinrinnt und neues Hoffen. — Es sind Nächte, dunkel wie nur der Tod, wenn du des geliebtesten Menschen Leichnam behütest, dessen Augen keinen Blick mehr haben für dich, dessen Mund keinen Laut, keinen noch so leitesten Hauch hat. Doch es sind heilige Nächte. Es ist Hoffen in ihnen, trotz — oh, trotz allem, was die Augen da sehen. Es ist Dank in ihnen. Und unendliche, überströmende Liebe. Und sie sind in all ihrer Nacht, mit unsichtbarer Seide vielleicht, verbunden mit jener einen, deren Gedächtnis wir bald wieder feiern, in unserm Land, und in all den Christenländern der Welt (welche Schamröte: „Christenländer“), — sind verwandt jener einen Nacht, da „das Licht ward“. Das Licht, von dem es heißt: „Es scheinet in die Finsternis, und die Finsternis hat es nicht begriffen.“

Haßt du es begriffen? Habe ich es begriffen? Haben wir es begriffen, wir, die wir verdunkeln?

Was steh' ich nicht auf, brenne alle Lichter im Haus an und schlage die Läden weit auf? Was zünden nicht wir alle unsre Lichter an, die kleinen, die großen, die größten, taufend Lichter, die wir bisher nicht kannten?

Wie, wenn wir rings um alles, was da dunkel ist, unsre Lichter entbrennen und es erhellten? Rings um all die Länder, die Mächte, um jeden „Fürsten der Finsternis“? Daß er uns sieht! Sieht, wir sind Menschen, und unsre Gesichter sind voll Mut! Sieht, daß wir ihm nicht dienen wollen, in alle Ewigkeit nie!

Vielleicht, in unserm Dunkel, locken wir ihn erst recht an! Vielleicht findet er eine finstere Freude darin, uns erst recht aufzuspüren?, vielleicht erst recht eine Lust, uns zu töten? Vielleicht möchte er unsre Wunden nicht sehen, unsre zerfleischten Leiber, unsre Menschengesichter? Und vielleicht, in unserem Licht, erkennten wir ihn da erst recht?

Oh, Lichter her, taufend und aber Taufende helle Lichter, ihn zu beleuchten!

Wir wußten ja gar nicht, was Licht war, bisher. Was ließen wir alles im Finstern geschehen! Ach, unsre armen, dunkeln, abessinischen Brüder, unsre Heldenbrüder in Spanien, — wehe, im Osten unsre chinesischen Brüder und Schwestern! Wir redeten so gern von „dem

Volk, das in Finsternis sitzt und ein großes Licht sieht“, wenn wir an sie dachten. Wir fanden ihnen Boten von dem Licht und meinten vielleicht in unserm Dünkel (wie ist das Wort so ähnlich dem Wort Dunkel), als ob wir selbst am Ende das Licht wären. Und lassen es geschehen, gestern, heute, in dieser Nacht, daß diese unsre Brüder aufgespürt, umstellt, zerfetzt werden, zerfleischt, in Wahnsinnschmerzen vernichtet. Menschen wie wir, das Leben liebend wie wir, Gott suchend — wer weiß, ob nicht wahrer als wir?

Auf, auf, und das Licht an!

Aber ich bleibe still. Ich bleibe starr. Wohl lege ich das Gesicht in den Arm. Die Tränen tropfen jetzt nieder.

Vielleicht . . . Aengstigen wir uns am Ende vor uns selbst? Erfrecken wir vielleicht vor dem Fürsten des Finsternis in unfern eigenen Herzen? Suchen wir darum das Dunkel? Wollen wir nicht gezwungen sein, sagen zu müssen, was doch unser finsternes Herz bisher laut genug gesagt hat, in allem was wir taten, und mehr noch in allem was wir nicht taten: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Denn wir wissen ja, wie das Wort vom Lichte weiter geht: „Also laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel loben!“

Vielleicht wollen wir uns dunkel machen, um uns zu verstecken, damit man uns nicht finde. Damit jener uns nicht finde, der die großen Lichter an alle seine Himmel gesetzt hat und ihnen ihre Bahn gab.

Aber Er findet uns, und wenn wir alle Ritzen verstopfen. Er findet uns aus allem Dunkel heraus. Auch wenn unsre Seele so verdunkelt bliebe wie diese Nacht.

Ach, wann endet sie, unsre unheilige Nacht? *Hedwig Anneler.*

Offener Brief an Doktor Aloys Scheiwiller, Bischof von St. Gallen.¹⁾

Hochgeehrter Herr!

Zürich, 10. November 1937.

Es ist nicht erlaubt, daß wir auf die Art, wie Sie uns, d. h. der Religiös-Sozialen Vereinigung der Schweiz und den „Freunden der Neuen Wege“, begegnet sind, schweigen. Denn es handelt sich dabei nicht um private Beleidigungen, die man still hinnehmen kann und unter Umständen hinnehmen soll, es Gott überlassend, darüber zu richten, sondern um eine öffentliche Angelegenheit, und zwar eine solche von großer grundsätzlicher Bedeutung.

¹⁾ Ich bitte, es nicht für Unhöflichkeit zu halten, wenn ich nicht die Anreden brauche, die Sie von katholischer Seite gewohnt sind. Die passen uns Protestanten so wenig in den Mund, als Republikanern die entsprechenden für Fürsten.

andern Tag! Auch nicht so gescheit sein wollen, nicht so viel überlegen, nicht alles so glatt und eben haben wollen!

Es gibt arg wenig Kämpfer! Aber man muß in die Hölle hinunter-springen können und im Blick auf das, was kommt, doch vergnügt sein.

* * *

Wir dürfen nicht in der Finsternis wandeln; denn sonst haben wir keine Gemeinschaft mit dem Vater im Himmel und mit Jesu Christus, und lügen also die Welt als Christen an, weil wir die Wahrheit nicht tun.

So müssen wir fest stehen und nicht über den Unglauben jammern, sondern uns herumdrehen und ins Licht schauen und sagen: „Auch wenn ich *allein* bleibe als einer, der glaubt und in den äußersten Winkel gedrückt werde: es ist doch aller Unglaube und alles Verkehrte in der Welt nichts gegen mich, wenn ich in der Zukunft Jesu Christi stehe. Mit ihr will ich stärker sein als die ganze Welt mit all ihrem Unglauben, ihrer Sünde und Teufelei.“

Christoph Blumhardt.

Aus der unheiligen Nacht.

Noch ein Bericht.

Viele Leser erwarten gewiß wieder einen Bericht darüber, was *wir* in der unheiligen Nacht vom 24. auf den 25. November getan und erlebt haben.

Er darf infofern kurz sein, als sich in der Gartenhofstraße so ziemlich wiederholt hat, was in jener Nacht vom 11. Juni geschehen ist. Unser Licht hat gegen zweieinhalb Stunden das gesagt, was es sagen sollte. Wieder haben wir uns grundsätzlich auf das Minimum dessen beschränkt, was in unserem Hause, soweit *wir* es bewohnen und darüber verfügen, *jeden* Abend an Licht angezündet wird. Ein großes Hin und Her von Luftschutzwache und Polizei hat wieder mit der Wegnahme der Birnen, diesmal *aller*, und dazu der Sicherungen, geendigt. Die Luftschutzleute, aber besonders die Polizeiorgane, verfahren diesmal, offenbar von sich aus, auf eine geradezu vornehme, ja ritterliche Art.

Aber nun hat sich freilich Einiges anders gestaltet. Vor allem: Wir sind diesmal in Zürich nicht allein gewesen, auch nicht scheinbar. Es haben in erster Linie sich so verhalten wie wir die Freunde *Trautwetter* und *Gerber*. (Letzterer hatte das auch im Sommer getan, aber es wurde absichtlich nicht beachtet.) Es ist jedoch hinzuzufügen, daß auch andere sich ähnlich wie wir gestellt und dazu sehr viele die Verdunkelungsvorschriften nicht eigentlich durchgeführt haben. Aber es lag im Interesse der Regie, diese Tatsache zu verheimlichen (denn *gekannt* hat sie die-

selbe doch wohl) und ihre Reaktion auf uns drei, ja sogar, weil über Gerbers Haltung erst später rapportiert wurde (welchen Umstand man offenbar gern benutzte), vor allem auf Trautvetter und mich zu konzentrieren.

Und nun hat man das in dem Stil gemacht, den man von dieser Seite her gewohnt ist. Die „Neue Zürcher Zeitung“ brachte, offenbar von der Polizeidirektion so informiert, einen *Bericht*, der die Tatsachen tendenziös *entstellte*. Es wurde von Trautvetter behauptet, er habe sich in seiner Wohnung „verbarrakadiert“ und die Polizei habe mit Brecheisen und so weiter vorgehen müssen. Das war mit Haut und Haaren erfunden. Trautvetters Haltung sollte damit lächerlich gemacht werden. Eine Berichtigung wurde nicht angenommen. Als sie endlich erschien, war sie perfid abgefaßt. Aber auch über mich wurde Falsches berichtet: man habe mir mit Verhaftung gedroht, wenn ich Widerstand leiste und wir hätten nachher in völliger Dunkelheit sitzen müssen. In Wirklichkeit ist keine Spur von Drohung geschehen, und ich bin nicht der Mann, der einer solchen gewichen wäre. Auch saß ich nachher ruhig über Masaryks Russlandbuch. Die völlige Dunkelheit überließen wir der „Neuen Zürcher Zeitung“, deren großer Liebhaberin und Schützerin.

Eine Reaktion anderer Art war die des offiziellen *Radio*. Hier hat sich *Professor von Waldkirch* in Bern, ein Völkerbundskoryphäe, erlaubt, dieses Instrument, mit dem wir nicht antworten können, zu benutzen, um unser Verhalten vor dem Schweizervolk in ein falsches Licht zu setzen, besonders auch dadurch, daß er als ein „unsoziales“ Verhalten von solchen hinstellte, die sonst ihre soziale Gesinnung auf den Scheffel zu stellen wüßten. Letzteres ist eine ordinäre Verleumdung. Was aber das unsoziale Verhalten anbetrifft, so darf man offenbar einem Mann wie Professor von Waldkirch die Erkenntnis nicht zutrauen, daß das Größte und Schwerste, was man an sozialer Gesinnung und Tat leisten kann, ist, wenn man den Menschen unter Einsatz seiner persönlichen Existenz mit der *Wahrheit* dient.

Es kamen natürlich auch sonst die üblichen Gemeinheiten der Journaille und andere noch übler und schurkischere dazu. Ein Müsterchen davon wird anderwärts gezeigt. Aber wir bekamen auch sehr viel Aeußerungen der Zustimmung, ja warmen Dankbarkeit von überall her. Und wenn wir es nicht schon gewußt hätten, so wäre es uns dadurch klar geworden: daß weit und breit kein Glaube an diese Verdunkelung besteht und die Mehrzahl, zum Teil zähneknirschend, sich schägend, nur mitmacht, weil sie *muß* oder zu müssen meint. Das werden einige „Verteidigung der Demokratie“ nennen.¹⁾

¹⁾ Nachdem dies auf Grund besonders unserer zürcherischen Beobachtungen geschrieben war, bekam ich einige Nummern der „Basler Woche“ zugestellt, worin gezeigt wird, auf welche draufische, baslerisch gelcheite Art die Bevölkerung der Grenzstadt am Rhein die Verdunkelung und allen Luftschutz als faulen Zauber ablehnt, leider nur in Worten.

Ich füge noch hinzu, daß diesmal — ob wohl auf „höheren Befehl“? — mit dem *Gericht* gegen uns vorgegangen werden soll, selbstverständlich gegen Recht und Verfassung. Schon sind die ersten Stadien durchgemacht. Es ist ein schwerer Kampf, in den Gott uns gestellt hat, nicht wir uns selbst, der Kampf gegen den heutigen Moloch. Wir sind dankbar, wenn wir in diesem Kampfe geistigen Beistand finden. Es ist aber ein *guter* Kampf, und darum sind wir getrost — komme, was kommen mag.

Leonhard Ragaz.

Seid bereit.

Laßt gegürtet sein die Lenden,
Macht zu allem euch bereit;
Laßt zu jedem Dienst euch senden,
Wie's erfordern mag die Zeit.
Lasset eure Lichter brennen,
Um im Lichte stehn zu können,
Wenn in tiefer Mitternacht,
Sich der König naht mit Macht.

Und den Menschen sollt Ihr gleichen,
Die, erwartend ihren Herrn,
Nicht von ihrem Posten weichen,
Scheint ihr Herr auch noch so fern.
Schnell ist er dann aufgenommen,
Wird er von der Hochzeit kommen;
Bald sie haben aufgetan,
Wenn er ruft und klopft an.

Drum sollt ihr bereit euch halten
Und sollt niemals sicher sein,
Sollt im Warten nicht erkalten,
Wenn auch ein Verzug tritt ein.
Denn des Menschen Sohn wird kommen,
Ehe ihr es recht vernommen;
Unverhofft sein Tag erscheint,
Da es niemand hat gemeint.

Christoph Blumhardt.
